



Reformierte
Kirche Chur

Churer Predigt

Oktober 2026

Markus 8,1-10 und Römer 8,24
Gehalten am Erntedank- und Abschiedsgottesdienst
4. Oktober 2026 in der Martinskirche Chur
Pfarrerin Ivana Bendik

Die Speisung der viertausend Markus 8,1-10

¹In jenen Tagen ist wieder viel Volk da und sie haben nichts zu essen. Da ruft er die Jünger herbei und sagt zu ihnen:

²Das Volk tut mir leid, denn drei Tage sind sie schon bei mir und haben nichts zu essen. ³Und wenn ich sie hungrig nach Hause gehen lasse, werden sie unterwegs zusammenbrechen, einige von ihnen sind ja von weit her gekommen.

⁴Und seine Jünger antworteten ihm: Wie sollte einer diese Leute mit Brot satt machen können hier in der Einöde? ⁵Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sagten: Sieben.

⁶Da fordert er das Volk auf, sich zu lagern. Und er nahm die sieben Brote, sprach das Dankgebet, brach sie und gab sie seinen Jüngern zum Verteilen, und die verteilten sie unter das Volk.

⁷Sie hatten auch ein paar Fische, und er sprach den Lobpreis über sie und liess auch diese verteilen.

8Und sie assen und wurden satt. Und sie sammelten die übrig gebliebenen Brocken, sieben Körbe voll. 9Viertausend waren es gewesen. Und er entliess sie.

10Und sogleich stieg er mit seinen Jüngern ins Boot und kam in das Gebiet von Dalmanuta.

Liebe Gemeinde

Wir feiern heute Erntedank.

Und wir hören Worte aus der Heiligen Schrift, in denen weder gesät noch geerntet wird und in denen auch niemand dankt – mit einer Ausnahme: Jesus.

Er spricht das Dankgebet, bricht die sieben Brote und gibt sie den Jüngern, damit sie sie an die 4000 Hungrigen verteilen. Er ist die Hauptfigur des Geschehens.

Er verkörpert das Vertrauen darauf, dass Gottes Möglichkeiten weiterreichen als das, was sichtbar vor uns liegt bzw. als das, was wir als gegeben ansehen. Wir werden noch davon hören.

Wie der Erntedank jedes Jahr wiederkehrt, kehrt auch die Geschichte von der Brotvermehrung in den Evangelien erstaunlich oft wieder (Mt 14,13-21; 15,32-39; Mk 6,32-44; Lk 9,10-17; Joh 6,1-15). Insgesamt sechsmal wird davon berichtet.

Gerade die Wiederholung schärft den Blick: Die wundersame Sättigung wirkt nicht ein für alle Mal, der Hunger kehrt zurück. Sowie auch der Zweifel, die Angst vor dem Mangel, die Sorge um das nicht genügen des Vorhandenen wiederkehren.

Sei es Brot oder Zeit, seien es unsere Fähigkeiten und Kräfte, sei es Gerechtigkeit oder Liebe, Anerkennung, Erfolg oder etwas anderes, das uns unentbehrlich erscheint – die Angst, das Vorhandene könnte nicht genügen, schwingt stets mit.

Davon wissen auch die Evangelisten zu berichten, als sich nämlich – ein paar Verse weiter – die Jünger wieder mit Jesus im Boot auf dem Rückweg befinden (8,14-21) sorgen sie sich bereits schon wieder, weil sie bloss einen Laib Brot mit an Bord haben und befürchten, dass dieses ihnen nicht reichen werde.

Jesus ermahnt sie zum Umdenken:

«Erinnert ihr euch nicht?» (V. 18)

Er ruft ihnen die beiden Speisungen ins Gedächtnis (Mk 6,32-44 und 8,1-10): Vom Wenigen wurden nicht nur alle satt, sondern es blieb sogar noch einiges übrig: zwölf Körbe bei den Fünftausend, sieben bei den Viertausend (Mk 8, 19f.) hält der Evangelist Markus ausdrücklich fest.

«Und er sagte zu ihnen: Versteht ihr noch immer nicht?» (8,21).

Und wir? Verstehen wir?

Wir, die wir immer wieder fürchten, das Vorhandene genüge nicht.

Auf der einen Seite kann es uns motivieren, Lösungen zu suchen, vorsorglich zu handeln und Kräfte zu mobilisieren. Doch auf der anderen Seite kann es dazu führen, dass wir defensiver und stärker auf die eigenen Interessen, der Interessen der eigenen Sippe bedacht werden und das Miteinander, die Gemeinschaft – den Nächsten – dh den, der unsere Hilfe braucht – aus dem Blickfeld verlieren.

Diese Sorge um das sichtbar Vorhandene zeigt, wie sehr wir an diese Welt gebunden sind. Sie macht deutlich, dass der Mensch sich oft nur aus dem heraus versteht, was diese Welt ihm bietet und ermöglicht.

Dass er sie für die einzige und letztgültige Wirklichkeit hält. Vielleicht auch deshalb, weil sie unmittelbar erfahrbar ist und sich begreifen, messen und erklären lässt.

Dem steht Jesus gegenüber: In ihm und mit ihm bricht das Reich Gottes in diese Welt ein. Dieses Reich des Friedens und der Gerechtigkeit eröffnet einen anderen Blick auf die Wirklichkeit: auf uns selbst, auf unser Leben, auf das, was möglich ist – und darauf, wie wir miteinander leben und handeln können.

Dieser andere Blick bedeutet Rettung: Denn, wo wir unser Leben nicht mehr einzig und allein von den sichtbaren und begrenzten Möglichkeiten dieser Welt her verstehen, verliert die Angst, zu kurz zu kommen, ihre bestimmende Macht.

Und mit ihr verlieren auch jene lebensfeindlichen Verhaltensweisen an Macht, die dieser Angst entspringen: das ängstliche Festhalten, das ständige Absichern und das ständige Vergleichen aus Angst, die anderen könnten am Ende besser dastehen oder mehr bekommen.

Das Vertrauen darauf, dass unsere Welt Teil einer grösseren Wirklichkeit ist – einer alles Unrecht und alle Lieblosigkeit überwindender Wirklichkeit – bedeutet Rettung aus schädlichen Dynamiken, in die wir uns aus Angst vor Mangel verstricken können.

Doch Hunger, Mangel und die Sorge, nicht genug zu haben, sind reale und unmittelbare Erfahrungen. Gerade deshalb können sie den Blick auf jene

grössere Wirklichkeit verstellen. Denn diese ist weder sichtbar noch unmittelbar erfahrbar.

Auf Hoffnung hin sind wir gerettet. Sichtbare Hoffnung ist aber nicht Hoffnung. Denn wer hofft auf das, was er sieht. Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, erwarten wir es mit Geduld. (Römer 8, 24)

Dies ist einer meiner Lieblingsverse der Heiligen Schrift. Paulus hat sie an die Gemeinde in Rom geschrieben. Sie handeln davon, dass der Mensch sich nicht mit dem abfindet, was vor Augen liegt, sondern in sich drin eine Erwartung hat – ein verborgenes Warten –, auf das, was nicht ist, eben auf das, was er nicht sieht. Und sie handeln davon, dass diese Erwartung berechtigt ist.

So wie beim Brotwunder: Jesus lässt sich nicht von der Statistik der Jünger bestimmen. Er dankt und segnet. Er setzt das, was da ist, in Beziehung zum Schöpfer – und gibt es seinen Jüngern zur Verteilung.

Beim Gottessohn geschieht dieses Warten gleichsam im Zeitraffer: Das Brot vermehrt sich in einem Augenblick. Für uns sieht es anders aus. Unser Warten erfordert Geduld.

Als ich im April 2012 nach Graubünden ins Pfarramt kam, konnte ich nicht ahnen, dass ich Graubünden bereits im Juli des folgenden Jahres wieder verlassen würde. Noch weniger konnte ich wissen, dass ich bald wieder zurückkehren und bis zu meiner Pensionierung bleiben würde.

Warum erzähle ich das? Als ich damals an einem Tiefpunkt angelangt war, fiel mein Blick auf Karl Barths «Römerbrief». Ich nahm das Buch zur Hand, schlug es auf – und landete genau bei meinem Lieblingsvers. Das war, etwas pathetisch gesagt, meine Rettung.

Denn Jesus ist heute auf andere Weise gegenwärtig als damals, und dadurch erschliesst sich uns auch die Gegenwart des Reiches Gottes in anderer Weise.

Von unschätzbarem Wert ist deshalb das Wissen darum, dass es biblische Worte gibt, die Gottes Nähe vermitteln und den Menschen so aus der scheinbaren Ausweglosigkeit herausführen können.

In solche Situationen gerät der Mensch im Laufe seines Lebens immer wieder – sofern er oder sie, auch hier erlaube ich mir ein wenig Pathos, ein liebender, tätiger und leidender Mensch ist.

Denn wer wirklich liebt und handelt, kommt am Leiden nicht vorbei. Ausserhalb des Paradieses – ausserhalb der unmittelbaren Gegenwart Gottes – ist Leiden Teil unserer Wirklichkeit.

Wird das Wort Gottes dort gehört, wo Mangel zur existenziellen Bedrohung wird, kann es seine Kraft entfalten. Die Seele erahnt seine Wahrheit, denn von diesen Worten lebt sie. Sie sind ihre Nahrung.

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes geht.“ (5. Mose 8,3)

Das sind Worte aus dem 5. Buch Mose. Jesus beruft sich auf sie, als er in der Wüste versucht wird und der Versucher ihn auffordert, Steine in Brot zu verwandeln (Mt 4,4; Lk 4,4).

Genau diese Verbindung von Wort und Nahrung wird auch in unserer Erzählung sichtbar. Die Volksmenge sah und hörte Jesus unmittelbar – mit solch einer Wirkung, dass sie drei Tage lang bei ihm blieb, ohne sich um Nahrung zu sorgen. Schliesslich wurde sie ohne ihr Zutun gesättigt.

Mit uns verhält es sich anders: *«Im Glauben gehen wir unseren Weg, nicht im Schauen»* (2 Kor 5,7) – wie Paulus an einer anderen Stelle schreibt.

Auf diesem Weg kehren – wie auch die Wiederholung des Brotwunders in den Evangelien zeigt – unser Hunger und die Sorge darum wieder. Dabei geht es nicht nur um äusseren Mangel. Dahinter steht die Sorge um das eigene Leben, um Sicherheit, Bestand und Zukunft. Es ist diese Sorge um sich selbst. Aus dieser Sorge um sich selbst wollen uns die Worte der Schrift durch einen Perspektivenwechsel heraushelfen: *«Erinnert ihr euch nicht?»* (Mk 8,18)

Wir sollen uns erinnern: Im Brotwunder wird sichtbar, wie Jesus aus dem Vertrauen auf Gott handelt.

Und er nahm die sieben Brote und sprach das Dankgebet.

Damit setzt Jesus das Vorhandene in Beziehung zum Schöpfer. Es ist eine Umkehr der Sichtweise:

Nicht vom Sichtbaren und Verfügbaren her wird auf die eigenen Möglichkeiten oder auch auf Gottes Möglichkeiten geschlossen, sondern von Gottes unsichtbarer Gegenwart her wird das Sichtbare neu verstanden.

Die Wirklichkeit wird von der unsichtbaren Gegenwart Gottes her betrachtet.

Das bedeutet: Das, was unseren Augen verborgen und unserem Zugriff entzogen ist, ist deshalb nicht einfach das Unwirkliche oder Unmögliche. Sondern – das vermeintlich Unmögliche – ist der Raum, in dem Vertrauen möglich wird.

Dieses Vertrauen hebt auch die Trennlinie zwischen unserer sichtbaren Welt und der unsichtbaren Welt des Reich Gottes auf - „*Und siehe das Reich Gottes ist mitten unter uns.*“

Wer aus diesem Vertrauen lebt, gewinnt Freiheit gegenüber dem Sichtbaren, Machbaren und Verfügbaren. Es hat nicht mehr das letzte Wort darüber, was unser Leben sein kann.

Es ist gut, dass das Erntedankfest jedes Jahr wiederkehrt. Die Kirche hat es auch in Zeiten gefeiert, in denen Hunger und Mangel gegenwärtig waren – und sie feiert es bis heute in einer Welt, in der beides weiterhin Realität ist.

Darin liegt eine der Stärken unserer Tradition: Sie bindet das Vertrauen auf Gott nicht an das, was vor Augen liegt. Sie hält an Gottes Verheissung fest, auch dort, wo die sichtbare Wirklichkeit ihr zu widersprechen scheint.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unser Denken und Verstehen, bewahre unsere Gedanken und Herzen in Jesus Christus.
AMEN.